

(Nachdruck verboten.)

17]

Was ist Ruhm?

Roman von Max Kreker.

Walzmann lachte grimmig auf und stapfte vor der Tafel auf und ab. In einer solchen Stunde, wo er mit sich selbst kämpfte, um enthalten zu bleiben, weil der andre Tag drohte, hatte er merkwürdige Anwandlungen, die ihn dem Weinen nahe brachten. Es waren die Tränen über seine eigne Schwäche, die er nur mühsam zurückhielt; und man merkte es schon seiner Stimme an, was in ihm vorging. Dann wurde die große Tragödie seines Lebens in ihm wach, die Geschichte seiner Liebe, die ihn in den Sumpf gezogen hatte und die er selten jemand offenbarte. Kempfen war einer der wenigen, die sie kannten; und noch entsann er sich der Dämmerstunde in der alten Scheune, wo der Alte sie ihm erzählte: Wie er seine Braut, eine fleißige, nicht mehr junge Näherin, die er mit vierzig Jahren kennen gelernt und die keinen Anstoß an seiner Mißgestalt genommen hatte, an der Schwindsucht stückweise sterben sah, ohne ihr helfen zu können. Schon lange waren sie verlobt, und immer mußte die Hochzeit aufgeschoben werden, weil der Arzt dagegen war. Von dem brennenden Wunsch erfüllt, sie nach dem Süden zu bringen, hatte er damals begonnen, sich zum Lohnsklaven zu erniedrigen, ohne an seine Weiterentwicklung zu denken.

Der Sohn einer armen Mutter, der Witwe eines Landmessers, der sich nicht viel um die Häuslichkeit hatte kümmern können, war Peter ganz auf seine zwei Hände angewiesen. Stets eine einsame Natur, hatte er sein Herz an ein einfaches Geschöpf verschwenkt, um jemand zu haben, der ihm Halt brächte; denn ohne Erziehung und ohne besseren Verkehr aufgewachsen, nur ganz seinen Leidenschaften überlassen, führte er schon als junger Mensch ein ungebundenes Leben, das ihn mit zweifelhafter Gesellschaft umgab. Nur sein Kunstdrang rettete ihn stets aus den Abgründen der Berliner Vorstadt. Wie so manche Künstlernatur, die von der Begierde nach dem Weibe gelenkt wird, fragte er nicht viel nach dem Woher und Wohin. Endlich, als er schon glaubte, sein Ziel erreicht zu haben, war es mit ihr vorüber.

An einem regnerischen Herbstnachmittag trug er sie zu Grabe, weit draußen im Süden der Stadt, wo die Landstraße durch das Armenviertel führt. Nur seine Mutter und er folgten dem Sarge. Das Spiel war aus, und er konnte seinen Schmerz nun zügellos in die Nachtstätten tragen, die er mit Gewalt gemieden hatte. Solange seine Mutter noch lebte, ging es, denn er hatte jemand, mit dem er reden konnte. Als er dann aber allein stand, verlassen wie ein Stein auf der Straße, überließ er sich ganz dem dunklen Drange seines schlechteren Menschen und schwamm gleichgültig in dem Strom seines verfluchten Daseins.

„Nuschke, Nuschke, was bist Du zu beneiden!“ unterbrach er diese Stimmung mit Gewalt, um am Klang seiner Stimme Halt zu finden. „Fährst dort runter, wo einem das Herz aufgeht. Gerade in der schönsten Zeit. Du — meine Augen, als ich die Alpen hinter mir hatte! Dann Mailand, dann Rom. Dann in Sanft Peter. Das Herz zitterte mir. Ich weinte vor Freude. Noch jetzt wird's mir feucht. Dja.“ Seine Augen waren kleiner geworden, aber aus einem Grunde, den er mit dieser Ausrede verschleierte. Und er schwelgte weiter in Erinnerungen, die ihm das Land wieder zeigten, wo ihm das Gesundheitseden für die Geliebte hatte erblühen sollen; und es geschah mit jener grausamen Wollust, mit der man der eigenen Seele manchmal süße Schmerzen bereitet.

Alle kamen nun auf Italien zu sprechen, das nur Blankert und Nuschke noch nicht kannten. Selbst Kempfen wurde redselig und kramte seine Eindrücke aus, während Lorenzen mit seiner Deutlichkeit das ganze Lüberleben schilderte, das sie beide geführt hatten, als ihnen vor einem Jahre durch Ersparnisse für Bauarbeiten die Reise ermöglicht worden war. Von Mailand aus waren sie zu Fuß gegangen, hatten in elenden Herbergen geschlafen, in ihrem Räuberzustande kaum zu unterscheiden von dem niederen Gesindel. Alles tauchte wieder vor ihnen auf: das bunte Leben in der Osteria, der Chiantitaumel und der Dalles, den sie zuletzt

hatten, aus dem nur die offene Hand der deutschen Künstlerkolonie sie herausreißen konnte, damit sie notdürftig wieder in die Heimat könnten. Denn Lorenzen, dieser Bruder Leichtsinn, der alles gründlich auskosten wollte, hatte den Strengen mitgerissen, der, vom fremden Klima berückt, fast selbst seine Grundstücke wanken sah.

Schmarr, der endlich satt war, fing sogar an zu singen und plärrte sein „funiculi, funicula“ so herausfordernd hervor, daß die übrigen lustig einfielen. Nur Walzmann versagte; die Hände auf dem Rücken stand er da, den Blick zu Boden gerichtet.

„So kommen Sie doch mit, Meister, wir schänden uns schon durch,“ rief ihm dann Nuschke halb im Scherz zu, nachdem der Lärm verstummt war. Walzmann jedoch, der wie aus einer Betäubung erwachte, drehte sich um und zog den Kopf mit, den er nur so bewegen konnte. „Danke, mein Sohn. Zu spät für mich. Glaube auch mal die Fahrt zu zweien zu machen, neuen Frühling zu holen. Nun ist ewiger Winter bei mir. Dja . . . Das ist nur für die Großen, für die Glückspinscher à la Heilke.“ Er gluckte ein Lachen heraus. „Ich verrede doch mal hinter der Hecke. Dja. Als Ruhmloser, als bloße Nummer, unbekannt, unbeweint. Dja. Aber besser, mein Sohn, mit Spottredn gesalbt, als mit unverdientem Lorbeer bestattet.“

„Oho, oho,“ schallte es ihm entgegen; er aber versuchte, seine Stimmung durch andere Dinge abzulenken. Auf dem Wandbrett stand der Gipsabguß eines Reiters, der von Grebemann stammte, einem längst Verschollenen. Sofort begann er, sich damit zu beschäftigen. „Auch einer, der im großen Massengrab Italien zugrunde gegangen ist. Ausgeflogen und hat sein Nest verloren. Nicht verstanden worden. Zu stolz gewesen, um sich das Futter zusammenzubetteln, das der Sperling auf der Straße findet. Konnte niemals die Hintertreppe benutzen. Hab ihn noch gekannt, war immer ein Sonderling . . . Dieser Gaul, wie er schreitet, man möchte mitlaufen. Gleich wird er dort in der Ecke sein. Paßt auf.“

Und wie närrisch geworden, setzte er sich in Bewegung und trabte schwerfällig das Brett entlang, was sich so komisch ausnahm, daß ein brüllendes Lachen entstand.

„Das Hindernis, das Hindernis! Springen Sie über die Riste!“ gröhlte Blankert los. „Ich setze auf Sie.“

Nuschke jedoch, der ihn für kindisch geworden hielt, glaubte sich seinen Zustand erklären zu können. „Trinken Sie doch endlich einmal, Meister, zuviel Wasser regt auf.“ Und er goß ein Glas voll, trug es ihm entgegen und wollte auf sein Wohl anstoßen.

Walzmann jedoch bekam plötzlich seinen Rappel, den er oftmals zeigte, sobald er stark bleiben wollte und etwas Besonderes in ihm vorging. „Ich muß fort, ich muß fort,“ rief er erregt aus und stieß sanft die Hand zurück. „Kempfen, Du weißt es, ich habe noch Maß zu nehmen. Sohn Blankert hatte recht. Ich muß noch nach dem Kirchhof. Gleich, gleich, sonst wird's finster. Ein Auftrag, ein Auftrag, schon lange liegt er bei mir. Seid mir nicht böse, Zigeuner. Manchmal packt's mich, und dann schäm ich mich. Schäm mich, so die Zeit zu verträdeln . . . Doch, doch, mein lieber Kempfen, ich muß fort.“

Er wehrte sich, als man ihm nicht den Mantel geben wollte. Die andern hielten das für eine seiner verrückten Possen, trotzdem sie wußten, daß er auch hin und wieder einem Steinmetz weit draußen vor der Stadt hilfreiche Hand leistete. Kempfen jedoch kannte dieses Spiel, das so komisch wirkte und gerade dann aus der Tiefe dieses seltsamen Menschen kam, sobald die Neue ihm mit der Gewalt eines Seelenausbruchs packte.

Seit Jahren schon hatte er sich vorgenommen, der Verstorbene ein Denkmal zu setzen, aber nie kam er dazu, weil die Erinnerung daran am stärksten aufloderte, sobald er kein Geld zur Ausführung hatte. Etwas Großes, noch nie Dagewesenes schwebte ihm vor, in das er all sein Ringen und seinen Kummer legen wollte. Wenn er einsam in seinem Stall stand und sich beim gleichmäßigen Kneten seinen Gedanken überließ, dann reifte das Werk in seiner Phantasie zu einer Kolossalgestalt, zu einem männlichen Genius, der, hochthronend mit gebrochenen Flügeln, tausend Schmerzen im hageren Antlitz, anklagend ins Wesenlose starrte. Aber dies

Gedankenbild war so überirdisch-schön, erweckte so tiefe Schauer in ihm, daß er sich scheute, es festzuhalten, aus Furcht, er könnte es in der Wirklichkeit niemals erreichen. Seltsame Stimmungen machten ihn vollends kraftlos. Die Tote stand ihm vor Augen mit ihren blassen, kranken Zügen, wie sie bis zuletzt für ihn gearbeitet hatte, um ihm empor zu helfen; zarte Scham erfaßte ihn, das Geheimnis seiner Seele könnte entschleiert, ihre Ruhe im Grabe gestört werden, wenn dort draußen zu ihren Häupten sich plötzlich etwas erhöbe, was er bei ihrer Lebzeit angestrebt hatte, niemals aber erreichen konnte.

Derartige Umwandlungen waren Kempen bereits so bekannt, daß er ihnen keinen Wert mehr beilegte. „Das wird ja schon noch kommen, bleiben Sie doch,“ raunte er ihm zu. „Sie sehen doch, es ist schlechtes Wetter.“

An dem großen Fenster strich langsam der Schnee herunter, dessen Weiß wie kaltes Sonnenlicht wirkte. „Gut, gut, mein Sohn, ich bleibe,“ gab Walzmann zurück, denn sein Widerstand war bereits gebrochen. „Weil Du es bist! Hast mich immer verstanden. Aber nächsten Sonntag fange ich an — bestimmt! Den will ich mir stehlen. Im August muß es fertig sein, dann ist ihr Geburtstag. Nur Zeit, nur Zeit! Wenn ich diesen Zug hinter mir habe, will ich festbleiben.“

Kempen nickte nur gleichgültig, denn er hatte diesen Geburtstag schon viermal kommen sehen, ohne daß das angekündigte Ereignis eingetreten war.

Walzmann flüsterte jetzt mit der Freude eines Kindes, wobei er Kempen mit dem Ellbogen anstieß. „Du, das soll mein Meisterstück werden. Ich gehe gleich im vollen los. Die Kerle sollen plazen. Ganz Berlin soll rufen: „Walzmann lebt noch, der alte Walzmann von Einundsiebzig.“ Meine Gruppe damals, Du, das war was! Herrgott, ich fühle mich wieder jung . . . Uebrigens — ein halbes Glas könnte ich trinken, aber nicht mehr. Nur einen Schluck, auf Deinen Kämpfer! Sei nicht grausam, ich bitt Dich . . . Du, sag mal, hast Du noch Achtung vor mir? . . . Gut, gut, ich glaub Dir's. Einen Halt müssen wir alle haben, einen Halt. Bleib nie einsam in Deinem Leben, das ist das Schrecklichste. Für uns, die wir der Sonne so sehr bedürfen! Und ein Mensch kann diese Sonne sein. Vor allem ein Weib, ein Weib! Weißt Du, eine Frauenhand, die auf unsrer Stirne liegt, so in kummervollen Stunden, die beruhigt, ist Lapsal für unsre Seele. Du lachst natürlich, Egoist Du! Ich sehe in jedem Weib die Mutter.“

Kempen lachte allerdings über diese närrischen Reden, aber mehr aus Gewohnheit; dann schritt er zum Tisch und füllte ein Weinglas mit der Bedächtigkeit eines Apothekers bis zur Hälfte, das er ihm mit dem Bemerkten reichte, daß es auf keinen Fall mehr geben würde. Walzmann betrachtete ihn nun gewissermaßen mit einem feindlichen Blick, denn, plötzlich von einem Lebensruck gepackt, hatte er sich bereits heimlich darin gefunden, den andern Tag noch zuzugeben. Aber besser so; dann brauchte er sich keinen Vorwurf zu machen und konnte abwarten, was sich weiter entwickeln würde.

„Also doch, Meister!“ rief ihm Kusche vergnügt zu. „Das Leben ist so kurz, das ist ja Ihre Rede. Profit.“

Walzmann stieß mit ihm an, leerte sein Glas und stellte es dann in einen verlorenen Winkel, damit er es nicht wieder fände, wie er sich einreden wollte; aber schon fühlte er den wohligen Strom in seinen Adern. „So spiel doch Beethoven, ich warte darauf,“ sagte er dann. „Belebe den Kasten noch mal — er verfauert doch zeitig genug.“

Blankert jedoch wollte davon nichts wissen, denn jetzt sei man lustig zusammen, und da könne der Unsinn steigen. Er habe sogar gehofft, hier tanzen zu können, und wenn man gar keine Schürzen herbeischaffen wolle, dann werde er es einmal mit Schmarren versuchen. Einen Schuhplattler oder einen Niggertanz; etwas Blödsinn müsse doch getrieben werden.

(Fortsetzung folgt.)

Theater - Ausstellung.

In den Hallen am „Boo“ dehnt sie sich aus; weder stillvoll, noch prunkhaft; weder modern, noch besonders lehrreich. Eher geht es um — es ist, als wäre sie von ein paar bezopften Doktoren in ein philologisches System gebracht worden. Das Del der Vernunft ward über einige winzige Kränzelwellchen ausgegossen. „Still ruht der See, die Vögelin schlafen usw.“ Nun gondeln wir weg vom

Strande der Gegenwart in Vergangenheitszeiten, bis beinahe an die Schwelle deutscher Theaterei. Von den Wänden grüßen uns zahllose Bildnisse ehemals als Sonnen, Figürne und Kometen der Schauspielkunst, des Gesanges und Tanzes verhimmelter Bühnenteute. Wenn einer sich tüchtig in theatergeschichtlichen Regionen getummelt hat, so wird es ihm zweifellos einen extrafreien Genuß bereiten, nun mal wieder mit all jenen Helben und Heroinen, Mittern vom hohen „O“ bis hinunter zum größten Kontrabaß, Primadonnen und Valerinen stiller Zweisprache zu pfelegen. Serenissimus von Dingsda ist Alleinherrscher auch über seine Theaterflaben. Wenn er befiehlt, singen, mimen oder tanzen sie. Ein gnädig-lüsterne Augenzwinkern „erhebt“ heute diese Mimin zu seiner Kurtisane; eine verächtliche Handbewegung bedeutet morgen für jene Kehltopf- oder Weinkünstlerin deren plöglige Kallstellung, manchmal nur auf Tage, Wochen, Jahre — meist aber auf immer. Unter all jenen Singvögeln, Sprecherinnen und Tanzköniginnen gibt's allerdings auch solche, die mit Serenissimus — möchte er nun ein „Sonnenkönig“ oder nur ein simpler deutscher Miniaturfürst sein — förmlich Fangball spielten und sogar ganze Staaten und Volkshafien ins Verderben stürzen halfen. Wozu Namen nennen? Namen sind Schall und Rauch. Nur höfische Sittenschilderer und byzantinische Soldhistoriker machen davon ein Aufheben.

„Die Nachwelt sticht den Mimen keine Kränze.“ Waren's zuweilen solche von Silber und Gold, die eine vernarrte Mitwelt stiftete, so kann man sie jetzt in einzelnen Exemplaren wiedersehen; während alle Lorbeerkrone ihr ephemeres Ruhmdalein längst im Ofenloch höchst profanisch beschloffen haben und Staub geworden sind, gleich ihren glückberauschten Trägern von dazumal . . .

Denn es sind doch zumeist Hoftheater und Mariätenjammler, die ausgestellt haben. Nicht viel der Rede wert. Was sollen uns all die „Generalintendanten“ usw. mit samt ihren Stammbäumen und ellenlangen Titeln? Da doch selten einer drunter war, dem die Götter künstlerische Einsicht, geschweige denn künstlerische Talente in die Wiege gelegt hatten! Ja, wenn die heutigen Hofbühnenbeherrscher mehr wären, als simple „Kunstleutnants“ mit höfischen Maßgratskürren, dann, ja dann hätte es in der Theaterausstellung auch so etwas wie satirische Stoffen auf alle Serenissimuskunst gegeben. Es wäre gar nicht übel, in karikaturistischen Gegensätzen zu sehen, wie furchtbar „nett“ manche dieser Schranken mit einem Schiller (Mannheim), Karl Maria von Weber (Dresden) Mozart und Beethoven (Wien) umgesprungen sind; wie selbst ein Goethe, trotz seines Ministerportefeulles als Theaterintendant durch einen Kogebue lahmgelegt wurde. Nun erst an Richard Wagner zu denken! Was für böle Sachen hätte der Herr v. Hülsen über seinen Vater Gotto, den Berliner „Zirkus“-Hülsen auflegen können! Und die Dresdener Hofintendant hätte sicherlich zur allgemeinen Belehrung beigetragen, wenn sie den „Fall“ des Barrikaden-Wagners dokumentarisch aufgestellt hätte. Minister Beust, der zur Niederwerfung des Dresdener Aufstandes — preußisches Militär ins Land rief, Beust, der geschworene Feind Wagners, den er noch bis ins Grab hinein als Brandstifter, Mordshälunken und dergleichen verleumdete, Beust mit samt dem bornierten Hofgesinde von dazumal hätte wahrlich eine fürtreffliche Staffage gebildet!

Nichts von alledem auf dieser Theaterausstellung — und vom Hause „Wahnfried“ keinen Hauch. Gerade Frau Cosima wäre imstande gewesen, dem byzantinernden Berliner Univeritätsrat nachträglich für ihren „Ehrendoktor“ eine Disertationsarbeit zu liefern, die das Kapitel: Preussische Hofkunst und Wagner vor aller Welt an den Pranger gestellt hätte! Aber freilich — die Hüterin des heiligen Grals und mit ihr so mancher musikalischer „Stiefelwischer“ von Bayreuth wollte nie von Richard Wagner in der Karikatur etwas wissen. Dann — sollte man meinen — hätte wenigstens das Wagner-Museum in Eisenach seine Schätze ausbreiten können. Leider ist es über ein paar harmlose Bilderchen und Theaterzettel, die obenein bekannt sind, nicht hinausgegangen.

Kurz, wohin man blickt — entweder Personentuluss oder Liebhaberammungen von Bildern, Theaterschriften, Erstbruden, Briefen, Partituren, Schauspielerrollen, deren man in jedem spezifischen Antiquariat teilhaftig werden kann. Ist doch sogar der Spaziersteden Talmas und — man staune — ein Rod von Corona Schröter, Goethe-Weimariſchen Angedenkens zu sehen. . . .

Zediglich die Fuchs'sche Kollektion erlebener karikaturistischer Zeichnungen usw. eines Daumier, Gaborne u. a. springt aus dem Rahmen, insofern nämlich, als hier auch einmal vom Theaterpublikum gehandelt wird, ohne daß keine Kunst, geschweige die Bühnenkunst bestehen kann.

Was diesen Versuch zu einer wirklichen Theater-Ausstellung erhoben hätte, mülste auf anderen Gebieten gelegen haben.

Eine Schau von Modellen neuerer Theaterbauten, von Dreh- und Vertikalbühnen, von technischen Hilfswerkzeugen auf der Bühne — beispielsweise die Verwertung des elektrischen Lichts, Donnermaschinen, Regenapparate zu szenischen Zwecken wie auch zur Unterdrückung von Bränden; ferner aller auf rasche Entleerung abzielenden Einrichtungen des Zuschauerraumes usw., in kleinen Wagen zwar, democh praktisch vorführbar — eine Gesamtschau in dieser Richtung, sage ich, wäre fraglos interessant und lehrreich gewesen. Allerdings, um solche Ausstellungen aufzubringen, hätten sowohl staatliche als stadtkommunale Barmittel bewilligt werden müssen. Aber selbst ohne sie sollte ein auch nur halbwegs auf moderne Erfordernisse gerichteter Sinn

immer zunächst danach trachten, die Wißbegier kunstempfindlicher Gemüter zu reizen — weil denn doch das große Publikum die Theater, so lange sie vorwiegend noch privatkapitalistische Unternehmungen sind, aktionsfähig erhält.

Glücklicherweise wurden Versuche solcher Art von verschiedenen Seiten unternommen. Wir finden außer zahlreichen Kostümbildern und gleichfalls farbigen Dekorationsentwürfen, worunter gerade Goethes Handzeichnungen, Silhouetten und Prospekte ganz besonders auffallen, auch mehrere Theatermodelle (Reininger Hoftheater: Nachbildungen des Zuschauerraums; Rundbau des Interimstheaters in Dresden 1869—1873; Magdeburger Stadttheater; Neues Schauspielhaus in Breslau; Umgestaltung des Gärtnerplatz-Theaters zu München). Noch reichlicher sind Prospekte und Modelle für stehende Alte in Opern und Dramen vertreten, so beispielsweise zu Wagners „Meisterfingern“ (Kirche und Hans Sachs-Zimmer), „Lobengrin“ (Brautgemach); „Waisire“ (zweiter Akt); ferner zu Goethes „Faust I und II“ (Bereinigte Stadttheater Köln); „Molo“ (Schweriner Hoftheater); zu „Peer Gynt“ (Schauspielhaus in Düsseldorf), „Butterfly“, „Salome“, „Armida“, „Jungfrau von Orleans“ (Kathedrale) usw. Unstreitig das Eindrucksvollste hat neben der Neuen Shakespeare-Bühne in München („Hamlet“: Kirchhof und Modelzimmer mit auswechselbaren Einsätzen) das Neue Schauspielhaus am Rollendorfsplatz zur Schau gestellt. Die Forumsgalerie („Julius Cäsar“) ist von großartiger Pracht; und wunderbar sind die Entwürfe zu Dekorationen von Ewald Gade.

Hiermit stehen wir aber auch vor dem Ende. Den weitaus größten Raum nehmen übermäßig viel Firmen ein, deren Fabrikationszweige (Schminke, Puder, Odeurs und Perrücken; Hüte, Schuhe, Kostüme und Spigen; Rüstungen, Musikinstrumente, Theaterliteratur, Teppiche, Staubsauger, Möblements usw.) doch in wenig mehr als indirekten Beziehungen zum Theater stehen. Ob diese Erzeugnisse zu Reklamezwecken annähernd auf ihre Kosten kommen wird, erscheint zweifelhaft. Dessenungeachtet dürfte sie bei manchen Besucherinnen von vornherein einem größeren Interesse begegnen, als die eigentliche Theaterausstellung selber.

Ernst Krowski.

Neues von der Telegraphie ohne Draht.

Von Walter Werner Ohnkeus.

Die Technik des Experiments, die seit vielen Jahrzehnten in unseren Laboratorien ihre Wichtigkeit für den Fortschritt der Wissenschaft offenbart hat, ist seit wenigen Jahren aus dem engen Arbeitsraum in das Leben selbst hinausgetreten, um in ihm in größeren Versuchen den Wert dessen zu erproben, das der Gelehrte in ernster Arbeit fand. Der Laboratoriumsversuch kann in seinem Gelingen eine Tatsache unseugbar feststellen. Den Wert dieser Tatsache für das praktische Leben zu offenbaren vermag erst das Leben selbst.

Marconi hat im Dezember des Jahres 1896 sein erstes deutsches Patent auf seine Apparate zur Wellentelegraphie bekommen. Welch überschwängliche Hoffnungen knüpfte man nicht damals daran, und wie stiegen nicht diese Hoffnungen die ganze Stufenleiter der Gefühle bis zur höchsten Begeisterung empor, als im Dezember 1902 seine Niesenstationen Glace Bay (Kanada) und Boldhu (Cornwall) Bruchstücke von Telegrammen auf drahtlosem Wege auszutauschen vermochten. Ein wesentlicher Fortschritt lag in den ganzen Zwischenjahren nicht. Im einzelnen wurden Apparate und Methoden verbessert und neue Apparate hinzu erfunden, aber das Prinzip blieb. Und es zeigte sich, daß dem Vorgehen Marconis ein Mangel anhaftete, der seine ganzen Erfolge in Frage stellte: Er trat mit seinen Versuchen fast ohne Uebergang hinaus in die Deffinitivität, um seine Patente kaufmännisch auszuwerten und auszubieten. Die Niesenerfolge, die er sich und anderen versprach, sind ausgeblieben, und die kleinen Erfolge, die er erzielte, sind von anderer Seite mit weniger Mühe erreicht worden.

Mit Marconi wetteiferten seit Ende der neunziger Jahre die Systeme Staby-Arco und Braun. Ihr Kampf gegen den Italiener, der eine Sonderstellung zu haben schien, war anfänglich erfolglos, bis sie sich im Juni 1903 in der „Gesellschaft für drahtlose Telegraphie“ vereinigten.

Diese Gesellschaft nahm nun die Ausbreitung dieser Systeme und ihre Kubarmachung in die Hand. Aber sie ging nicht, wie Marconi, planlos vor, sondern baute zunächst „Versuchsstationen“, die im Grunde rein experimentellen, d. h. wissenschaftlichen Zwecken gewidmet waren, und denen es in erster Linie zu danken ist, wenn Deutschland heute auch auf diesem Gebiet im Grunde wieder alle anderen Länder weit überflügelt hat.

Der Hauptwert dieser Versuchsanlagen liegt in der Möglichkeit, alle die Sonderkonstruktionen, die man für große Anstalten braucht, also Luftleiter, Umformer, Erregerkreise usw. praktisch zu erproben und sie dann den Anforderungen der Praxis gemäß umzubauen.

Die größte deutsche Versuchstation, die wir bisher besitzen, ist die Funkenstation Nauen, in dem etwa 40 Kilometer von Berlin entfernten kleinen Landstädtchen gleichen Namens. Näheret man sich der Stadt mit dem Bahnzug, so sieht man schon weit draußen in der flachen Landschaft den eisernen Turm aufragen,

der Nauens Wahrzeichen bildet. Und hier an diesem schlanken Eisengefänge kommt dem, der die englischen Stationen in ihrer sinnverwirrenden Fülle von Auffangdrähten, Türmen und dergleichen kennt, die ganze Ueberlegenheit des deutschen Systems, die in seiner Einfachheit steckt und der Wert der Versuchsstationen als Wegbereiter zu dieser Einfachheit zum Bewußtsein. Dieser zierliche Eisenturm, der 100 Meter hoch von der Ebene in die Lüfte emporragt, und dessen Reih von Auffangdrähten sich schirmförmig über eine Fläche von 60 000 Quadratmeter ausbreitet, schickt die elektrischen Wellen als rufender Mund Tausende von Kilometer hinaus in die Weiten. Als horchendes Ohr steht er schweigend da und lauscht auf das Pochen und Ticken der Apparate, die ihm den Willen der Menschen am anderen Ende der Welt verkünden. Nie kommt die Größe der Technik so zum Bewußtsein, als wenn man sich klar macht, wie wir da heute mit Kräften, die wir nur in der Wirkung, nicht im Wesen kennen, den Raum durchpulsen, und wie uns von allen Seiten her Antwort tönt. Da wird Technik wirklich zur Zauberin, die uns Sage und Märchen zur Wahrheit macht. Kaiser Karl hörte einst den Hifthornruf des sterbenden Rolands im Tal zu Roncesvalles weit über die Lande durch die Luft schallen, und heute knattert der Funkenstrom vom Schiffe in Seenot seinem Hilfeschrei in die unendliche Weite, die vielleicht Nacht und Nebel verhüllt. Roland mußte verbluten. Ihm kam die Hilfe zu spät. Wir finden uns schneller zurecht. Die Apparate ticken die Antwort, und schon taucht die Rettung im nächtigen Dunkel auf. Das sind nicht mehr Möglichkeiten. Das sind Tatsachen. Und in ihnen offenbart sich der ungeheure Wert der drahtlosen Telegraphie für unsere Zeit. Die Bedeutung der Funken- oder wie sie amtlich heißt: der Radiotelegraphie für die Wetterkunde, den Eisenbahnsicherungsdienst, die Aufklärung im Kriege, die Zeitungsberichterstattung usw. ist zu bekannt, als daß sie besonders erwähnt zu werden braucht. Daß wir aber diese Bedeutung heute nicht nur mehr als Möglichkeit in Worten aussprechen, sondern in Taten umsetzen können, das eben verdanken wir unseren Versuchsstationen, in erster Linie Nauen.

Die schirmförmige Anordnung der Antennen (Auffangdrähte) bedeutet gegenüber den früheren Konstruktionen einen ganz gewaltigen Fortschritt. Sie strahlen von dem schon erwähnten Eisenturm aus, der durch drei Verspannungen, die in 75 Meter Höhe angreifen, in der Senkrechten gehalten wird. Wie stark diese Verspannungen sein müssen, mag die einfache Tatsache zeigen, daß der 150 Meter hohe Turm der Funkenstation in Madrisbanich (Schottland) Ende November 1906 sofort zusammenstürzte, als ein Sturm die Seitenstützen von ihren Fundamenten riß. In Nauen liegen die Dinge insofern noch besonders unglücklich, als hier Grundwasser schon in 2 Meter Tiefe austritt. Solch loserer Boden aber ist für das riesige Turmgewicht so gefährlich wie nur möglich. Man hätte das durch entsprechende Vergrößerung der Auflager, mit denen die Verspannungen in der Erde verankert sind, ausgleichen können, doch sprechen da wieder Gründe mit, die das für den Erhalt der notwendigen Isolation untunlich erscheinen lassen. Die drei Verspannungsdrähte finden ihren Halt in schweren gemauerten Backsteinklöben, die im Dreieck um das Stationsgebäude herumliegen und durch kleine Häuschen geschützt sind. Die Erdungsanlage besteht aus strahlenförmig im Erdreich angeordneten Eisendrähten, die eine Fläche von 128 000 Quadratmeter überdecken und deren Mittelpunkt im Telegraphieraum mündet. Die innere Einrichtung umfaßt die den Strom hergebende Energiequelle, die Geber- und die Empfangsapparate. Als Energiequelle dient eine Lokomobile, die durch Riemenübertragung den Einphasenwechselstromgenerator antreibt, der durch eine direkt angebaute Erregermaschine betätigt wird. In den Geberkreis ist eine Batterie von 360 Leidenen Kläpchen eingeschaltet, die durch vier Induktoren geladen werden. Die verwendeten Relaiskaster gestatten eine Telegraphiergeschwindigkeit von 20 Wörtern in der Minute. Will man Telegramme aufnehmen, so werden die Antennen- und die Erbleitung durch einen Handgriff vom Geberkreis auf den Empfangskreis umgeschaltet. Als Empfangsapparate dienen Morse-Schreiber oder Fernhörer, die ganz nach Belieben benutzt werden können.

Die ersten Versuche auf dieser Station fanden im Jahre 1900 statt, und hier wurde nur mit einem Bruchteil der Gesamtenergie gearbeitet. Man erzielte damals Verbindungen auf 800 Kilometer mit Rigi-Scheidegg (Schweiz), größtenteils über Gebirge, auf 1350 Kilometer mit St. Petersburg, größtenteils über Flachland, auf 2140 Kilometer mit dem Dampfer „Cap Ortegale“, der in der Biskahabucht lag, größtenteils über Land, auf 2400 Kilometer mit dem Dampfer „Bremen“. Von diesen Erfolgen ist der mit „Cap Ortegale“ am bedeutungsvollsten. Hier gelang die Verständigung von der Station zum Schiff und vom Schiff zur Station tabellös.

Man hatte daran gezweifelt, daß ein Verkehr vom Schiff zur Station überhaupt möglich sein würde, weil die Luftleiter auf dem Schiffen nicht sehr hoch sein und deshalb nur sehr geringe Energiemengen ausgestrahlt werden können. Diese Erfolge veranlaßten 1907 Thurn in seinem übersichtlichen Vändchen über „Die Funken-telegraphie“ zu den Worten: „Diese glänzenden Ergebnisse berechtigen zu der Hoffnung, daß bei weiteren Fernversuchen mit voller Energie noch größere Entfernungen — mindestens bis 3000 Kilometer — zu überbrücken sind und die Funkentechnik somit, frei von Laboratoriumsversuchen, den großen Anforderungen, die die neue Zeit an sie stellt, volllauf gewachsen sein wird. Es eröffnet sich hier auch eine für die Interessen deutschen Handels und

deutscher Schifffahrt, wie deutscher Politik gleich bedeutende Persönlichkeit. Mit mehreren Stationen, mit etwa 100—200 Meter hohen Antennen und einer Anzahl kleiner Stationen wird sich ein telegraphischer Verkehr mit Afrika und Asien ermöglichen lassen, der unabhängig von fremden Kabelgesellschaften ist.

Daß diese Hoffnungen heute — nach drei knappen Jahren — schon ihrer Verwirklichung ein gut Teil nähergekommen sind, zeigen ein paar Angaben der „Gesellschaft für drahtlose Telegraphie“. Danach hat Nauen in den letzten Jahren auf 3800 Kilometer mit dem Dampfer „Luise Noermann“, auf 4100 Kilometer mit dem Dampfer „König Friedrich August“ und auf 5200 Kilometer mit dem Dampfer „Bosnia“ funktentelegraphische Nachrichten getauscht. Die Ueberbrückung des Ozeans ist also zur Tatsache geworden. Mit einem Netz von Unterstationen aber wäre damit die Erschließung weiter Strecken für den telegraphischen Verkehr gesichert, wenn man sich nur dazu verstehen wollte, überall solche Stationen zu bauen, statt immer neue Kabel zu legen.

Kleines feuilleton.

Wäffertunde.

Die Erforschung der Eskimos. Ein Mitglied der Expedition, die im Jahre 1900 zur Ergründung einer neuen Station von der dänischen Missionsgesellschaft nach Grönland entsandt wurde, Dr. Steensby, hat die Zeit seines dortigen Aufenthalts zu einem ungewöhnlich gründlichen Studium der Eskimos benutzt, dessen Ergebnisse er jetzt in einer in Kopenhagen veröffentlichten Schrift bekanntgegeben hat. Es handelt sich um den Eskimostamm, der unter dem besonderen Namen der Polareskimos bezeichnet wird und die Hayes-Halbinsel im nordwestlichen Grönland bewohnt. Man kann sich denken, daß die Leute in dieser Gegend ein sehr kümmerliches Dasein fristen, darf sich daher auch nicht wundern, daß die dortige Gemeinde nur aus etwa 200 Seelen besteht. Und dennoch ist ihr ethnologischer Charakter von großer Wichtigkeit, weil er scheinbar zu einer ganz anderen Rasse gehört, als die Eskimos weiter im Süden von Grönland. Dr. Steensby unterscheidet jene als einen mongolischen Typus, diese als einen indianischen. Die sogenannten mongolischen Merkmale bestehen in einer platten Nase, schiefen Augen, flachem Gesicht, breiten und großen Backenknochen. All diese Eigenschaften treten an den Frauen noch stärker hervor als an den Männern. Die Kopfform ist langschädelig, die Grundfarbe der Haut gelblich. Besonders auffällig ist der Umstand, daß auch der berühmte Mongolenfleck an den Kindern in der Lendengegend auftritt. Die Kultur, die bei den Polareskimos zu finden ist, stammt wahrscheinlich von einer Wanderung her, die vor etwa fünfzig Jahren stattfand. Es ist fast ungläublich, wie sich diese Leute in der kurzen Zeit, seit sie mit Europäern in Verbindung gekommen sind, von der niedrigsten zu einer verhältnismäßig hohen Kulturstufe gehoben haben. Der Polarfahrer Kane, der sie vor etwa 60 Jahren zum erstenmal sah und beschrieb, erzählte von ihnen, daß ihr ganzer Reichtum in etwas Eisen oder Holz bestand und daß sie Knochen als Schlittensufen und einige alte Kajaken, die sich zu ihnen verirrt hatten, als Messer benutzten. Sie kannten nicht einmal Bogen und Pfeil, ebensowenig den Kajak und konnten daher weder auf die Kenttiere zu Land noch auf den Lachs im Wasser Jagd machen. Dann lernten sie von Auswanderern, die von der amerikanischen Seite kamen, den Gebrauch von Bogen und Pfeil und die Benutzung von Booten, sie gewannen Übung in Jagd und Fischerei, und nun begann ein vergleichsweise gewaltiger Aufschwung. Vor zwanzig Jahren hat dann Peary diese Eskimos mit den besten amerikanischen Schußwaffen im Austausch gegen Fuchs- und Bärenfell versehen und ihnen damit einen sehr zweifelhaften Dienst erwiesen, da die Gefahr besteht, daß die Eskimos das spärliche Wild ganz ausrotten und dann ernstlich Mangel zu leiden beginnen werden. Immerhin waren bis zu Pearys erstem Besuch noch Messer und Aerte aus Steinen in Benutzung, außerdem Geräte aus Meteor-eisen. Noch jetzt verfertigen die Eskimos Harpunen mit einer eisernen Spitze und einem Schaft aus Knochen. Auch ihr Hausbau hat große Fortschritte gemacht. Ursprünglich dienten zur Stützung des Daches nur Rippen von Walffischen.

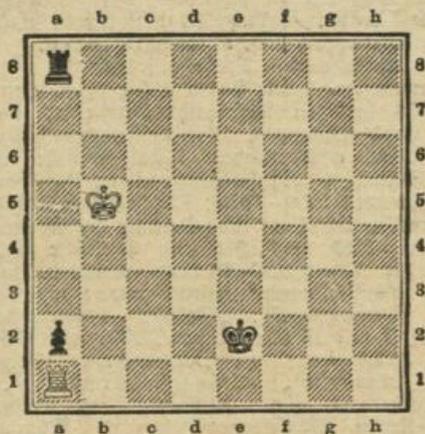
Schach.

Unter Leitung von S. Tlapin.

Lösung. (12. November. Polmächter Capriccio 1+) Stellung: Weiß: Kg6; Db4; Ta3; Te8; Lf1; Se7; Sd7; BB: d4, g2, g5. Schwarz: Ke4 (bezw. Weiß: Kk3; Dg5; Th6; Td1; Le8; Sd2; Se2; BB: b4, b7, e5. Schwarz: Kd5). Der Witz des Capriccio besteht darin, daß im gedruckten Diagramm das Brett f a l s c h l i c h — mit einem schwarzen Esfeld zur Rechten — aufgebaut ist. Stellt man das Brett richtig mit einem weißen Esfeld zur Rechten, so ergibt sich die Lösung von selbst und zwar 1. d4—d5+ (bei einer Drehung des Brettes um 90° nach links) oder 1. Th6—d6+ (bei der Drehung um 90° nach rechts).

Schachnachrichten. Im Wettkampfe Lasker—Janowski sind bisher vier Partien gespielt worden. Stand: Lasker +1

Janowski 0, eine Hängepartie. — Herr Karbus aus Paris hat für den Sieger einen Preis von 5000 Fr. gestiftet.



Weiß zieht und macht Remis.

Damengambit.

Erste Matchpartie 8. November.
Dr. Em. Lasker. D. Janowski
1. d2—d4 d7—d5
2. c2—c4 e7—e6
Mit c6! kann die Einschränkung des Lc8 vermieden werden. (Siehe 5. März.)
3. Sb1—c3 c7—c5!
4. Sg1—f3 Sg8—f6
Auf 4. Sc6 folgt 5. Lf4!, c×d4; 6. S×d4, Lb4; 7. e3! nebst event. Db3 zc.
5. c4×d5

In einer berühmten Partie gegen Dr. Lasker spielte hier Billisburg 5. Lg5!, c×d4; 6. D×d4. Es könnte folgen 6. Le7! (Dr. Lasker zog 6. Sc6? und verlor nach 7. L×f6!, g×f6; 8. Dh4 zc.) 7. e3, Sc6; 8. Dd2 nebst event. Td1 zc. Weiß steht etwas besser.

5. e6×d5
In Betracht kam 5. Sd5; 6. e4, S×c3; 7. b×c3, c×d4; 8. c×d4, Lb4+; 9. Ld2, L×d2+; 10. D×d2, 0—0 zc.

6. Le1—g5 Le8—e6
7. e2—e3 Sb8—c6
8. Lf1—e2 Lf8—e7

Der Käufer verliert nun zwei Temp (Lf8—e7—c5—e7). Um dies zu vermeiden, konnte 8. c4 gegeben. Falls dann 9. e4, so 9. Le7! zc.

9. d4×c5 Le7×c5
10. 0—0 0—0
11. Ta1—c1 Lc5—e7
Es drohte L×S nebst S×d5.
12. Sf3—d4 Ta8—e8
13. Dd1—d2 Sf6—e4
Sont folgt Tfd1 nebst Lf3 mit Druck auf den B45.

14. Sc3×e4 d5×e4
15. Lg5×e7 Dd8×e7
Um die Zersplitterung der Bauern zu vermeiden, konnte S×e7 gegeben.

16. Sd4×c6 b7×c6
17. Dd2—a5 Tf8—d8
18. Tf1—d1 Le6—d5
19. b2—b4 Td8—d6??
Ein viel zu großer Fehler für einen derartigen Match! . . . Das Richtige war g6 oder h6.
20. Td1×d5 Td8×d5
21. Da5×d5 De7×b4
22. Te1×c6 Aufgegeben

Damenbauerneröffnung.

Zweite Matchpartie 9. Oktober.
D. Janowski. Dr. Em. Lasker.
1. d2—d4 d7—d5
2. Sg1—f3 Sg8—f6
3. e2—e3 e7—e6

Rassamer ist zunächst mit 3. . . . Lf5! den Lc8 zu entwickeln; z. B.: 4. c4, c6! zc. (Siehe 5. März.)

4. Lf1—d3 c7—c5
5. 0—0 Sb8—c6
6. b2—b3 Lf8—d6
7. Le1—b2 0—0
8. Sb1—d2 Dd8—e7
9. Sf3—e5
Sont folgt e6—e5

9. Tf8—d8
10. a2—a3
Geführt, um eben Sb4 zu verhindern. Der Zug kostet aber später einen Bauer. In Betracht kam 10. f4, Ld7; 11. Sd3, Le8; 12. Sg5 zc.

10. Le8—d7
11. f2—f4 Ld7—e8
12. Dd1—f3 Sf6—d7
13. Df3—h3
Zunächst war S×d7 zu erwägen.
13. Sd7—f8
14. Sd2—f3 f7—f6
15. Se5—g4 Le8—g6
16. Ld3×g6 Sf8×g6
Schwarz hat sich meisterhaft verteidigt und entwickelt. Das ganze Manöver vom Zuge Nr. 9 an war sehr geschickt.

17. d4×c5
Aussichtsvoller war Sh4. Ganz sollte war einfach g2—g3, um den Bf4 gegen die Drohung c5×d4 zu decken.

17. Ld6×c5
18. Sf3—d4 f6—f5
19. Sd4×c6 b7×c6
20. Sg4—e5 Sg6×e5
21. Lb2×e5
Ein Bauernopfer, das mit f×e5 vermieden werden konnte.

21. Lc5×a3
22. Tf1—f3 La3—d6
23. Le5—b2 Td8—f8
24. Ta1—a6 Ta8—c8
Mit Db7 war der Bauer zu halten. So gleicht sich das Spiel aus.

25. Tf3—g3 Tf8—f7
26. Dh3—h6 e6—e5
Erwägungen: Weiß drohte L×g7, T×g7; T×g7, D×g7; D×e6+ zc.
27. f4×e5 Ld6×e5
28. Lb2×c5 De7×e5
29. Ta6×c6 Tf7—c7
Nicht besser ist 29. T×c6;
30. D×c6, Te7; 31. Da8+, Kf7;
32. Tf3, d4; 33. e4 zc.

30. Dh6—f6! De5×f6
31. Te6×f6! Te7×c2
32. Tf6×f5 und die Partie würde remis nach: 32. Td2;
33. h4, Te8; 34. h5, Td3; 35. Kf2, Tf8; 36. Tg3, T×f5; 37. T×f5, d4; 38. e×d4, T×d4; 39. Tb5, Ta7; 40. Kf3, Kf7; 41. Ke4, g6; 42. g4, g×h5; 43. T×h5, Kg6; 44. Tb5, Td6; 45. Ta5, Tb6. Als remis abgebrochen.